

Nobel Laureates in Chemistry, 1901–1992. Herausgegeben von *L. K. James*. American Chemical Society, Washington, 1993. 814 S., geb. 69.95 \$/Broschur 34.95 \$. – ISBN 0-8412-2459-5/0-8412-2690-3

Nobel-Preise haben ihre eigene Faszination, wie Oscars oder Olympiamedailen, und diese Publikumswirksamkeit wird von vielen Seiten gepflegt, Heldenverehrung nur im Prinzip blasiert als feudaler Restbestand abgelehnt. Wir brauchen Vordenker. Es sind eben doch die Menschen, nicht die Umstände, die als Beweger der Dinge imponieren. Man mag den Rummel und die Kulissenkämpfe um Nobel-Preise peinlich finden, aber das tun wohl nur diejenigen, die keine Aussicht haben, ihn zu bekommen. Nobel-Preise markieren dem Aktualitätenverbraucher die Spitze der Spitzenforschung, und die Öffentlichkeit schaut gebannt, genießt den monarchischen Rahmen und den Lotogewinn der etwas skurrilen Eierköpfe und geht zur Tagesordnung über. Aber der so emotional Beteiligte öffnet seine Börse bereitwilliger für die Forschung, weil er sich mitgehoben und mitbelohnt fühlt, besonders, wenn der Lorbeer indirekt die eigene Region schmückt.

Das will auch der von der American Chemical Society herausgebrachte Band der Serie „Geschichte der neueren Chemie“ nutzen, um eine breitere und jüngere Schicht zu erreichen, durch Bloßlegen der Wurzeln eines aufragenden und immer noch aufregenden Baumes der chemischen Erkenntnis zu belehren und zum Nacheifern aufzufordern. Was ist dazu geeigneter als kurze Abrisse über die Preisträger, ihre Herkunft, ihre Schulung, ihre Leistung und schließlich ihre Belohnung? Also ermutigende Erfolgsgeschichten mit einem Hauch Anekdote, selten vom Aschenputtel zur Königin, aber oft aus einem Rennstall zum Sieg.

Wie kommt es zu dem hohen Renommee der Nobel-Preise? Dadurch, daß im großen ganzen bei der Wahl aus dem großen Angebot eine allgemein akzeptierbare Entscheidung getroffen wurde, was von Anfang an eigentlich eine schwierige und kompromißreiche Aufgabe war, gingen doch so viele Vorschläge und Begründungen ein, obgleich anfangs der Kreis, der in Betracht kam, klein und überschaubarer war. Das Komitee hat sich Mühe gegeben, einen Maßstab zu setzen, zu begründen und zu halten – bei aller modischen Entschlackung sollte man das im-

mer anerkennen. Die Entscheidungen haben eine durch nun fast 100jährige Qualität gesicherte Vertrauensbasis geschaffen.

Um die Jahrhundertwende, als Alfred Nobel sein Dynamit-beladenes Gewissen durch die Stiftung seines Vermögens entlastete, waren die meisten Leute (vielleicht er schon nicht mehr ganz) vom Licht am Ende des Fortschrittstunnels überzeugt. Die Attitüde spielerhafter, unbeleckter Gründereuphorie war einer ernsthaften, wissenschaftskontrollierten Industrialisierung gewichen, und die chemische und physikalische Industrie sowie die Medizin in Therapie und Theorie hatten die damals in dieser Richtung wenig verwöhnten Menschen erahnen lassen, was durch angewandte Forschung möglich war. Individuelle Namen waren mit Forschungsergebnissen gerade an der Grenze des Laienverständnisses verbunden: Farbstoffe, Arzneimittel, Impfstoffe, Röntgenstrahlen, Kräfte in Atom und Weltall; die Presse sorgte für Information und Emotion, der imperiale Geist für Wettkampf – es wurden Bestleistungen des Jahres, des Lebens belohnt. Die Zustimmung war groß: Wir hatten es sichtbar herrlich weit gebracht.

Inzwischen sind bald neunzigmal die Preise vergeben worden (auch die Kriege haben die Ausschau nicht ganz unterbrochen, wenn sie auch die schwedische Ruhe nicht unberührt ließen). Die Liste der über hundert Preisträger ist schon in sich eindrucksvoll – die ersten: J. H. van't Hoff, E. Fischer, S. Arrhenius, die derzeit jüngsten: E. J. Corey, R. R. Ernst, R. A. Marcus – Anfangs- und Endpunkte weisen interessanterweise auf die wechselseitige Verbundenheit von Molekularem und Biologischem schon seit jeher – kein „Paradigmenbruch“ war dazu nötig. Bereits diese wenigen Namen zeigen aber, wie seit den Anfängen um 1900 das Schwergewicht der vom Nobel-Preis gekrönten Forschung von Europa nach Amerika verlagert worden ist, katalysiert durch die große, aus der Sicht der Ewigkeit dann doch segensreiche Abstoßung von Talent in der 30er Jahren. Auch der Wandel der Interessen von Organik und Physikochemie zur Biochemie, vom Einzelmolekül zum Cluster und Makromolekül der wechselwirkenden Aggregate ist charakteristisch für den Gang der Dinge. Einzelleistungen und Lebensarbeiten wurden belohnt, und das noch zu erleben, befriedigt den Gerechtigkeitsinn ebenso wie das Erkennen des Zeitgemäßen, eines

konzeptionellen oder (leichter) methodischen Durchbruchs in neue – meist Größenordnungen kleinere – Dimensionen. Daß der Selfmademan seltener und das Elternhaus ausschlaggebender werden, beweisen den Trend zur Professionalisierung der Dienstleistungsgesellschaft – weswegen ohne Nachhilfe auch die Nobel-Preise Domäne hochindustrialisierter Länder bleiben müssen.

Daher ist es auch ein müßiger Sport, „Stammbäume“ zu zeichnen, in denen Nobel-Preise Nobel-Preise kreieren. Es stimmt (manchmal sogar in Familienhäufung), aber es sind wohl nicht der Nobel-Preis und seine Aura, sondern der Arbeitskreis und seine Atmosphäre, die fruchtbar eine Tradition schaffen und dann auch in Stockholm anerkannt werden. Die Begründung der Preise wirkte bei der Alten Garde, die so viele Eisen im Feuer hatte, etwas zufällig; die Spezialisierung von heute ist geeigneter, eine bestimmte Leistung auf einen – oder auch zwei – Namen zu bringen. Auch das liegt im Gang der Dinge.

So mischt sich aus Perspektive und Seitenblick, aus Tatsachen und Traditionen in den von kundiger Hand, leider oft mit trockener Feder geschriebenen Biographien ein wissenswertes Bild. Mit kleinen Strichen wird nachgezeichnet, wie jemand auf seine Arbeitsrichtung gekommen ist, wie Umfeld und Drang sich gegenseitig formten und wie eigenartig geradlinig im Rückblick oft der Weg zum Nobel-Preis angelegt erscheint – wenigstens in diesen Darstellungen, die ja auch etwas dazu dienen sollen, Lehrern Motivationsstoff für Schüler zu geben, eben doch in der Hoffnung, daß Leute Geschichte und Wissenschaft machen, nicht nur erleiden.

Das sehr solide ausgestattete Buch enthält die meist auf etwa 10 Seiten kondensierten Viten der „Laureaten“, meist mit dem bei der Nobel-Stiftung aufbewahrten, also zeit- und anlaßentsprechenden Photo, in einer klaren durchgehenden Gliederung: Elternhaus und Schulung, wissenschaftliche Leistung und Ehrungen sowie oft eine kurze „Moral von der Geschichte“, die man als Kondensat aus diesem Leben mitnehmen kann. Es ist ein Buch für Freizeit und Abend – aber sicher nicht für den Lebensabend, sondern für junge Leute –, wenn auch etwas dröge. Aber sie sind ja heute so verständig.

Lothar Jaenicke
Institut für Biochemie
der Universität Köln